

Die Wirklichkeit der Hexerei

Engelbert Humperdincks «Hänsel und Gretel» gehört zu den meistgespielten Opern im deutschen Sprachraum. Das Gastspiel aus Dessau zeigte, dass die Geschichte immer wieder neu erzählt werden kann.

WINTERTHUR – Das Bilderbuch des vertrauten Märchens lässt sich nicht mehr öffnen. Auf der Opernbühne kommt ihm am nächsten noch die Inszenierung, die es in poppiger Übersteigerung kopiert. Aber Regisseure haben auch längst verstanden, dass die Musik weder für ein schlichtes Kinderstück taugt noch kitschige Süsse verdient. Engelbert Humperdincks zweite Märchenoper, «Die Königskinder», derzeit im Opernhaus Zürich, zeigt es als eigentliches Kunstmärchen noch deutlicher: Dem Komponisten einer hoch entwickelten Spätromantik im Umkreis Wagners ging es nicht um das musikalische Nachbeten von Volkspoesie, sondern um ein Ideendrama, das sich ihrer Motive bedient, musikalisch und erzählerisch.

Die Inszenierung von Johannes Felsenstein, die Ende Oktober im Anhaltischen Theater Dessau Premiere hatte und nun für drei Abende in Winterthur zu sehen war, hat das Wunder des Lebkuchenhauses, das im Wald überraschend vor den hungernden Kindern auftaucht, in der deutschen Geschichte wieder gefunden: im Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit. Krieg, Wirtschaftskrise und soziales Elend der Zwischenkriegszeit sind die Folie für die beiden ersten Akte, satte Bürgerlichkeit mit grossem Christbaum, adretten Kindern und der gebratenen Gans auf dem Tisch der Hintergrund des dritten. Der Clou der Regie ist dabei, dass die Hexe niemand anderer ist als wieder der Besenbinder, der mit dem Aufschwung zum Besenfabrikanten geworden ist. Jetzt spielt er mit den Kindern in der

Wohnstube «Hänsel und Gretel». Und das ist eine schöne Komödie, bis die Hexenpuppe ins Cheminée geworfen ist, man sich zu Tische setzt und es im Ofen mächtig knallt.

All dies deckt sich mit Humperdincks musikalischem Treiben sehr wohl. Dessen Erlösungsfinale gerät dann freilich irritierend. Nicht, wie zu erwarten, das Elend der Welt unter-

bricht mit der Explosion des Backofens die gemütliche Szene; die Lebkuchenkinder kommen in den sonntäglichen Trachten aus allen möglichen Ländern auf die Bühne, als ob sämtliche Weltkulturen in der deutschen Bürgerstube Erlösung suchten. Aber schön anzusehen ist dieser Auftritt, wie überhaupt die aufwendige Bühne (Stefan Rieckhoff) viel Atmosphäre besitzt und klare Signale setzt: die gar didaktische Zuspelung historischer Dokumente wäre da wohl nicht nötig gewesen.

Feinnervig, spannungsvoll

Der grosse sinfonische Anteil von Humperdincks Musik gerät durch die Filmprojektionen auch ein wenig aus dem Fokus, und das ist schade. Denn was die Anhaltische Philharmonie unter der Leitung von Markus L. Frank hören liess, war feinnerviges Musizieren in kontrollierter Dynamik, voller Spannung und zügiger Weite: Vorspiel, Hexenritt, das pantomimische Finale des zweiten Aktes und der Knusperwalzer im dritten Akt – nicht nur in diesen Paradedübeln brachte das Orchester mit seinen Solisten die Instrumentation brillant zu Geltung, von der orchestralen Transparenz profitierte auch das Sängereensemble im dramatischen Dialog wie im liedhaften Verweilen.

Sabine Noack und Cornelia Marschall gaben Hänsel und Gretel mit klaren Stimmen innig, spielfreudig und ohne übertriebenes kindisches Getue. Ilone Streiberger überzeugte als keifende Mutter. Ludmil Kuntschew liess in der Doppelrolle des Besenbinders und der Hexe an diesem Abend punkto Deklamation und Phrasierung Wünsche offen, aber sein Vexierspiel als rührender und dämonischer Familienvater hatte es in sich. Der optisch wie musikalisch pointierte Auftritt von Sand- und Taumännchen (Viktorija Kaminskaite) und des klarkräftigen Kinderchors rundeten die Aufführung ab, die sich in die stetig wachsende Reihe sorgfältiger Theaterarbeiten aus Dessau fügt.

HERBERT BÜTTIKER



Weihnachten beim Besenfabrikanten: Die Kinder entdecken das Lebkuchenhaus, der Vater (im Hintergrund) erschreckt sie mit seiner «Hexenstimme», und dann spielt man übermütig «Hänsel und Gretel». Bild: pd

Überraschend: Viel riskiert, viel gewonnen

Das zweitägige Musikfestival Innovantiqua Winterthur verbindet Alt und Neu auf experimentelle und sinnliche Weise. Für hörenswerte Überraschungen sorgten die Abschlusskonzerte am Samstag.

WINTERTHUR – Ganz unter dem Motto «Begegnungen» steht das vierte Konzert am diesjährigen und bereits zum zweiten Mal durchgeführten Musikfestival Innovantiqua, diesmal mit Fokus auf die menschliche Stimme. Die scheinbaren Gegensätze könnten nicht grösser sein: Das für Alte Musik spezialisierte Ensemble Peregrina trifft auf das korsische Männerquartett Barbara Furtuna und die Naturjodelgruppe Stein aus dem Kanton Appenzell. Die drei Formationen haben am Nachmittag erstmals zusammen geprobt, was in dieser gewagten Kombination zunächst als ein Experiment mit ungewissem Ausgang beginnt. Fremd oder vertraut, fern oder verwandt?

Alt und Neu – sinnlich

Die Programmierung geht unter anderem den Fragen und der Suche nach gemeinsamen Wurzeln, Klängen oder Stimmtechniken der unterschiedlichen Musikstile nach. Marianische Gesänge, wie etwa aus dem mittelalterlichen Europa oder die traditionellen, polyphonen Mariengesänge aus Korsika, bilden die gemeinsamen Berührungspunkte, kontrastiert durch die mehrstimmigen Improvisationen des Appenzeller Naturjodels und einen «Alpsäge» (Emil Doerig als Betrufer). Die Ensembles treten abwechselnd, ausgehend von drei in der Kirche ver-

teilten Standpunkten in Rochade-Form auf, was ein spielerischer Umgang mit Nähe und Distanz, noch Hörbarem und bereits Verklungenem zusätzlich intensiviert.

Der Publikumsandrang in der reformierten Kirche St. Arbogast ist gross, letztlich kann unter den vielen Besuchern nur jeder für sich eine schlüssige Antwort nach dem gemeinsam Verbindenden (oder Trennenden) finden. Berauscht und berührt von der enorm schönen Stimmenvielfalt und dem abschliessenden Tutti, wo alle in einem improvisierten Jodel mit einstimmen, dürften an diesem Konzerthöhepunkt nahezu alle Besucher sein. «Das andere Alte-Musik-Festival» ist damit kein leerer Slogan einer findigen Festivalleitung, sondern eine hervorragend gelungene Umsetzung der eigentlichen Kernidee, Altes und Neues auf sinn-

liche Art erlebbar zu machen. Das aufmerksame Publikum dankt mit einem begeisterten und langen Stehapplaus.

Spiegelräume, Klanginseln

Zu einem weiteren kontrastreichen, spannungsgeladenen Programm lädt das gut besuchte Abschlusskonzert in der Kunsthalle ein. «VOXLabYrinth» ist ein siebenköpfiges Ensemble mit bekannten Stimmenkünstlern, darunter Franziska Welti und Andreas Stahel aus Winterthur. Ausgangspunkt dieser zwischen konzertant und performativ bewegenden Aufführung ist die Dürrenmattsche Version des Minotaurus. Die stimmliche Inszenierung entwirft Spiegelräume, darin mitunter groteske Vexierbilder aufschimmern und wie in verwinkelten Echoräumen allmählich verhallen. Absurdes prallt unvermittelt auf Apokalyptisches,

aus einem dickmaschigen, kollektiven Stimmgeflecht schält sich alsbald eine zerbrechliche Einzelstimme heraus.

Das gesangliche Spektrum der Sängerinnen und Sänger ist beeindruckend. Es erstreckt sich über weite Felder und berücksichtigt und reflektiert eine aufgefächerte Stilvielfalt, beispielsweise von zeitgenössischer Musik bis Jazz und Rock. Franziska Baumann kreierte die einzelnen Schauplätze («Settings»), Klanginseln ähnliche Hörpunkte demnach, darauf die Musiker in unterschiedlichem Besetzungswechsel singen, krächzen, zischen oder schnalzen. Zu diesem Begegnungsfeld schuf Claudia Brieska ein Video von irritierender Faszination, das in einem Einzelbild oder auf mehreren Wänden projiziert wurde. Ein Hörerlebnis der aussergewöhnlichen Art.

MICHAEL HEISCH



Das Ensemble Barbara Furtuna (Korsika; Bild) begegnet dem Ensemble Peregrina (Basel) und der Naturjodelgruppe Stein. Bild: pd

«Gelbe Tage» – eine Uraufführung in Zürich

«Gelbe Tage» der in Winterthur lebenden 24-jährigen Autorin Daniela Janjic ist ein sehr persönliches und eindringliches Stück gegen den Krieg. Am Samstag war begeisterte Uraufführung im Theater an der Winkelwiese.

ZÜRICH – Die Frau (Anna-Katharina Müller) sitzt am Boden, Rücken an Rücken mit ihrem Mann (Sebastian Krähenbühl). Der raucht stumm, ihre Augen aber blitzen vor Lebenslust. Alles, was zählt, ist ihre Liebe, sagt sie. Nicht die Religion, nicht die Herkunft, nichts, nur die Liebe. Die Worte wirft sie ihrem Bruder (Manuel Bürgin) an den Kopf. Eine Provokation, denn der ist frustriert, wütend auf «die anderen», die ihn schon immer ausgeschlossen, schikaniert haben. Ein Zukurzgekommen ist der Bruder, ein Rebell ohne Hoffnung – ein Kriegswilliger.

Auch der Mann der Schwester ist «ein anderer», das weiss der Bruder. Auch wenn man jetzt gerade zusammenspannt. Das wird sich ändern. Noch glaubt der Mann wie die Schwester an die Liebe, an eine wunderschöne gemeinsame Zukunft. Beschwichtigend, beruhigend legt er dem Bruder den Arm über die Schulter. Auch der würde einst sein Glück finden.

Er irrt. Daniela Janjic entlarvt die Koexistenz als Illusion. Unheilvoll gelb ist der Tag, staubig die Luft, klagt die Frau, und der Krieg beginnt. Mann und Bruder gehen hin, beide kommen zurück, aber jetzt ist auch der Mann ein Fremder. Nun sieht er seine Frau durch die Brille des Krieges; aus dieser Perspektive ist sie eine von drüben,



Alles, was zählt, ist die Liebe. Bild: pd

jenseits der Grenze, die es zu töten gilt, die er nur als Tote in glücklicher Erinnerung behalten kann. Am Schluss herrscht Dunkelheit, gemeinsam glühen die Zigaretten der beiden Männer – kein Hoffnungsschimmer.

Krieg ist Männersache

Daniela Janjic – sie ist 1984 in Bosnien und Herzegowina geboren und lebt seit 1993 in Winterthur – erzählt ihre Geschichte aus betont weiblicher Perspektive. Krieg ist Männersache, der Frau bleibt das Aufbäumen gegen den Schrecken und die letzte Konsequenz, den geliebten, fremd gewordenen Mann zu verlassen. Das lässt der nicht zu und richtet sie, «die Schuldige», «die Verräterin». Stark, dass die Autorin auch bei dem tristen Schluss auf Pathos verzichtet. Die Geschichte – sie verdichtet den Bosnienkrieg zur privaten Geschichte – ist genug eindringlich.

Das unterstreicht der Regisseur Stephan Roppel. Geschickt variiert er das Tempo. Knisternde Stille und schreiende Dialoge lösen sich ab, auch nervöse Blicke, kleine Gesten, Zärtlichkeiten und harte Schläge, verzweifelte Umarmungen. Mit seiner Dramaturgie der permanenten Anziehung und Abstossung verstärkt Roppel die Wirkung des Stücks. Dabei vertraut er ganz den hervorragenden Schauspielern, die er auf einer mit grauen Bläcken bedeckten, leeren Bühne (Marcella Maichle) spielen lässt. Musik (Bo Wiget) und wechselndes Licht (Michael Omlin) unterstützen die spannungsvolle Atmosphäre.

KARL WÜST (sfd)